Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 48 (1944-1945)

Heft: 23

Artikel: Der Ruf

Autor: Stelzner, Waldemar

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-672941

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

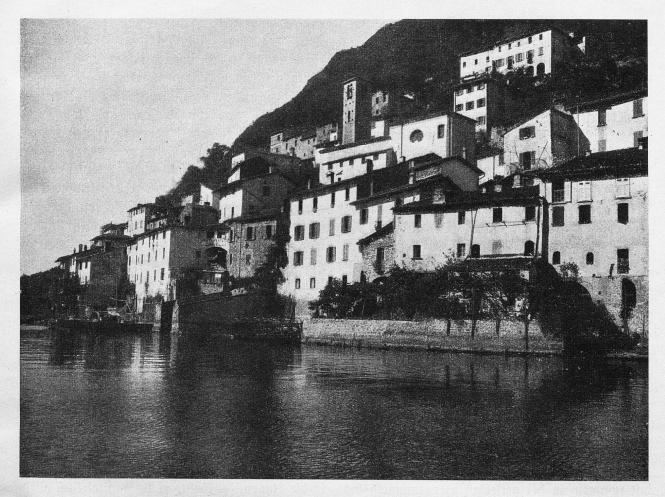
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



GANDRÍA AM LUGANERSEE

Photo Meerkämper

DER RUF

Von Waldemar Stelgner

Auf dem Sprungbrett der Seebadeanstalt stand trot der Frühe — es war noch nicht sechs Uhr morgens — als einziger Badegast eine schlanke Männergestalt. Der kraftvolle Körper leuchtete im Widerschein der jungen Sonne, die weithin das aus träger Nachtruhe erwachte Meer mit einem huschenden Spiel von Farben überschüttete. Im Segensatz zu dem herrlichen Bronzeton des sehnigen Körpers zeigte das Antlitz des Mannes eine krankhafte Blässe, als ob er die verslossen Nacht zum Tag gemacht hätte.

"Heute soll die blaue Ostsee mich in Schlummer wiegen! Daß Sie sich nicht ängstigen, Petersen, — ich bleibe lange fort!" rief er mit lau-

ter übermütiger Stimme dem auf einer Seitenbrücke stehenden Bademeister zu.

Der Angerufene nahm die Pfeise aus dem Mund und heftete seine blauen Seemannsaugen etwas besorgt auf die ungewohnte Gesichtsblässe schützlings. Obwohl er ihn seit Jahren als überaus sicheren Schwimmer kannte, hob er warnend die Hand:

"Herr Falkendorf, Sie sollten heute nicht so weit hinausschwimmen! Mich dünkt, es ist eine kräftige Brise im Anzug. Die Wellen dürften Ihnen draußen zu schaffen machen!"

Hans Falkendorf winkte lässig ab. Sein Blick ging in die Ferne. Im nächsten Augenblick reckte

er sich jäh empor, hob die muskulösen Arme kreifend in die Höhe und schoß im sicheren Hechtsprung in die hochaufschäumende Flut. Dann glitt er mit mächtigen Stößen in die offene See hinaus.

Petersen schaute ihm nach, so weit seine weitsichtigen Augen ihn noch erreichen konnten. Er sah den tiefgebräunten Körper mit dem blonden Haupt noch einmal in der Ferne auftauchen. Dann hatte das flimmernde Frühlicht die letzte fleine Spur verschluckt; er sah nichts mehr als gleißende Lichtwellen. Ropfschüttelnd ging der Alte wieder seiner Arbeit nach. Er wußte, daß der tägliche Frühgast erst in etwa zwei Stunden zurücktehren würde.

Aber Hans Falkendorf dachte heute überhaupt nicht an Rückfehr.

Er wollte schwimmen, schwimmen, bis — ja, bis die Kräfte ihn verließen — und langsam und fraftlos sinken, — versinken in die Tiefe und Vergessenheit. Er mochte nicht mehr. Er hatte genug vom Leben. Die Wellen sollten in der letzen Erschöpfung über ihn schlagen und ihn einbetten in die ewige Ruhe...

Noch einmal wollte er sich aus voller Herzenslust tummeln in der geliebten See, tummeln bis zur letzten Muskelzuckung, kämpfen mit den Wellen bis zum Erliegen.

Seine überreizten Nerven jagten ihn immer weiter hinaus in die Unendlichkeit des Meeres. Mit ungestümer Kraft durchschnitt er die immer lebhafter rollenden Wellen. Das Salzwasser sprühte ihm um den jetzt rosig schimmernden Kopf. Allmählich wurde er ruhiger in seinen Bewegungen. Wuchtig und gleichmäßig schwamm er hinaus in die große Weite.

Vilder der Vergangenheit zogen durch sein Gehirn.

Fast zwanzig Jahre waren nun verstrichen, seit er seine Ilse-Lore heimgeführt hatte. Nur wenige Jahre ungetrübten Slückes an ihrer Seite waren ihm beschieden gewesen. Dann kam das Unglück. Sine tückische Krankheit, deren Ursache in rätselhaftes Dunkel gehüllt blieb und an deren Behebung die Kunst der Arzte scheiterte, begann die Kräfte seiner Frau aufzuzehren. Und dann kam zu allem Unheil noch der große Krieg! Er mußte ins Feld. Die Kranke durchzitterte die

endlos lange Zeit, in der er vor dem Feinde im Feuer lag, ruhe- und schlaflos, von Angst und Qual erfüllt. — Heimgekehrt fand er sie im fast völlig gelähmten Zustand wieder. Er begann sie zu pflegen und zu hegen, aller ihrer Wünsche und Bedürfnisse gewärtig bei Tag und bei Nacht. Wenn andere schliefen, erwachte er bei der geringsten Bewegung der lieben Kranken; er wurde der Mann ohne Schlaf. Seine Nerven hatten sich darauf eingestellt, auf jede Kleinigkeit zu reagieren, sie meldeten, wenn sie ihn brauchte, auch wenn er nicht bei ihr im gleichen Zimmer war. Und wenn er dann vor ihr ftand: "Haft du mich nötig, Ise-Lore?" starrte sie ihm schon gespannt entgegen und nickte lebhaft. So hatten sie feit Jahren schon dahin gelebt; sie in hilflosem Bustande, er in ewiger fiebriger Unruhe und Zerriffenheit.

Jetzt glaubte er's nicht mehr zu können. Er fühlte sich am Ende des Ertragens. Das Bewußtsein eines elenden zerstörten Lebens war mit einemmal wie eine Springflut über ihn gestürzt.

Und wie nun diese Erinnerungsbilder in ihm vorübergezogen waren, packte ihn plötzlich eine grenzenlose Wehmut und trieb ihm die Tränen in die Augen. — Gollte er sie nun wirklich allein lassen in ihrem Elend? War es nicht ein graufamer, feiger Entschluß?

Einen Augenblick lähmte ihn dieser Gedante. Da drückte ihn eine schäumende Woge unter das Wasser. Prustend schoß er wieder empor und schüttelte sich. Nur weiter, dachte er, — nur weiter! Es ist ja doch alles zwecklos. Der Krieg hatte ihn verschont; jest wollte er noch einmal kämpfen wie im Weltkrieg. Vis zum letzten Rest der Kraft, bis zum Unterliegen, bis zum letzten Hatten Ha

Unter einem funkensprühenden Silberschleier war die Küste längst hinter ihm versunken. Zwei Stunden waren wohl schon verstrichen. — Wieder rollte eine Woge heran und dann rauschten weiße Schaumkämme in ewiger Wiederholung über ihn hinweg. Mit einer grimmigen Lust fühlte er schon seine Kräfte ermüden. Nur weiter, immer weiter!

Plötlich schrak er zusammen. Ein lauter Ruf hatte, wie aus weiter Ferne kommend, sein Ohr erreicht. War's möglich? Oder täuschte er sich? Ilse-Lore hatte ihn gerusen! Sanz deutlich hatte er seinen Namen gehört! "Hans!" hatte es wie aus tiefster Seelennot geklungen, und nochmals "Hans!" — wie ein dringender Notruf, wie das S. D. S. der Schiffe auf hoher See...! Erschütternd lauschte er angestrengt in die Luft. Dann warf er sich mit einem Nuck herum und arbeitete in rasender Verzweislung dem Lande zu. Sorge, Mitleid, Liebe trieben ihn ungestüm vorwärts.

Ein jäher Wetterumschlag hatte sich unterdessen vorbereitet. Über ihm ballten sich dunkle
Wetterwolken zusammen. Unruhig spähte er gen Himmel. Es galt, sich zu sputen und alle Kräfte zusammenzuraffen. Die steigende Angst um seine Frau trieb ihn keuchend vorwärts.

Aus dem blauleuchtenden Tag war plötzlich schwarze Nacht geworden. Die wildgewordenen Wogen rollten und sprangen heulend dem Lande zu. Die Erschöpfung zwang den Schwimmer häufig, sich auf den Rücken zu werfen und eine Zeitlang treiben zu lassen. Im Scheine eines niederzuckenden Blitztrahles gewahrte er endlich den weißen Strand. Im gleichen Augenblick aber rauschte ein Wolkenbruch herunter und verschluckte den letzen Rest des Lichtes.

Mit verbiffener Anstrengung fampfte Falkendorf um das jest nicht mehr allzuferne Ziel. Seine Rräfte waren schon fast bis zum Rest verausgabt. Ob er's noch schaffte? Immer vorwärts, immer vorwärts ... sie ruft, sie hat gerufen ...! Eine hohe Sturzwelle warf den zu Tode Erschöpften schließlich — ein erhebliches Stück von der Badeanstalt entfernt — auf den Strand.

Der Strand war menschenleer; die Badegäste waren vor dem Unwetter in kopfloser Hast geflüchtet. Reuchend und bebend lag Hans Falkendorf auf dem Sande; der Regen goß wie eine mächtige Brause auf ihn herab. Aber schon nach wenigen Augenblicken stützte er sich mit unmenschlicher Willenskraft in die Höhe. Überall lagen einzelne in der Panik vergessene Segenstände. In Reichweite erblickte Falkendorf einen Mantel. Den warf er sich um und lief unter Ausbietung letzten Vermögens über die Kurpromenade zu seiner Wohnung.

Vor dem Lager seiner Frau brach er zu-sammen.

Ein tödlicher Schrecken riß die Selähmte hoch; laut aufschreiend beugte sie sich tief zu ihm nieder und versuchte ihn aufzurichten.

Da huschte ein froher Schein über sein schon erstarrendes Gesicht.

"Ise-Lore", flusterte er, "ein Bunder... Du bift geheilt!"

Und dann versank er in tiefe Ohnmacht.

Unser täglich Brot . . .

Von Johannes Vincent Venner

Das erste, was wir als Kinder auswendig lernen mußten, war das Paterunser. Ich glaube, wir wußten es geläufiger herzusagen als das Abc. Wenn unser kleiner Verstand auch den Sinn des schönen Sebetes vielleicht noch nicht völlig erfaßte, der eine Sat ward uns bald klar:

Unfer täglich Brot gib uns heute . . .

Wenn ich meine frühesten Kindheitserinnerungen durchforsche, sehe ich immer die Mutter vor mir, mit einem mächtigen Laib Ruchbrot, den sie gegen das schneeweiße Leinenhemd ihrer Bernertracht stemmte, um große runde Scheiben abzu-

schneiden, die sie in unsere emporgereckten Kinderhände legte.

Wir waren der hungrigen Mäuler viele: aber trotzem waren der Mutter Brotschnitten reichlich zugemessen, wohlgemeint und von Herzen gegönnt, so daß ein Vierpfünder nicht weit reichte und der Vater manches "ach Sott" seufzte, wenn der Brotsorb wieder leer und in seinem Lederbeutel gegen Ende des Monats Ebbe herrschte.

*

Die Mutter sah uns manches nach. Thre Strafen waren gelinde; aber in einem war sie streng wie ein Prophet aus dem alten Testament, näm-